

«Hoffentlich entscheiden sie sich für Trump»

Kerry Kennedy, Tochter von Robert F. Kennedy, sagt, weshalb sie auf den Tycoon als Präsidentschaftskandidaten hat und warum sie nicht selbst in die Politik ging.

Mit Kerry Kennedy sprach Christof Mürger

Weshalb sind Sie in Zürich?

Wir lancieren hier den Schweizer Ableger der Robert-F.-Kennedy-Stiftung. Ich bin so glücklich, hier zu sein. Denn die Schweiz ist ein Land, das dafür bekannt ist, dass es an den Frieden glaubt und sich für eine gerechtere Welt einsetzt. Die Schweiz ist ein Vorbild, weil sie eine tragfähige Demokratie aufgebaut hat, an der alle teilhaben können.

Die Schweiz ist gleichzeitig der Sitz zahlreicher multinationaler Firmen, die in Entwicklungsländern Geschäfte machen und dabei im Ruf stehen, die Menschenrechte zu verletzen. Werden Sie mit Ihrer Organisation diese Firmen kritisch beobachten?

Zunächst müssen wir die Regierungen anschauen, sie sind in erster Linie dafür verantwortlich, dass die Menschenrechte eingehalten werden. Aber es gibt Unternehmen, die wirtschaftlich mächtiger sind als Staaten. Die US-Firma Walmart ist so gesehen grösser als Norwegen. Wenn man sich also für die Menschenrechte einsetzt, muss man sich auch mit solchen Unternehmen beschäftigen. Wir verfolgen allerdings einen anderen Ansatz als die meisten Menschenrechtsorganisationen, die nur kritisieren und anprangern.

Nämlich?

Wir wenden uns an die Banker und die grossen Teilhaber dieser Firmen. Dreimal pro Jahr bringen wir etwa 100 Leute zusammen, die insgesamt Anlagen im Wert von 5 bis 7 Billionen Dollar verwalten. Zum Vergleich: Alle 54 Länder Afrikas haben zusammen eine Wirtschaftskraft von 3,5 Billionen Dollar. Wir zeigen dieser kleinen, aber sehr mächtigen Gruppe, wie Menschenrechtsverletzungen den Wert ihrer Anlagen beeinträchtigen. Wir sagen nicht, dass man nicht in Benetton investieren soll, weil diese Firma die Näherinnen in Bangladesh ausbeutet. Aber wir zeigen auf, dass die Investition in Benetton riskanter ist als jene in Nike, weil Nike nicht mehr so produziert. Nike hat heute eigene Fabriken, wo die Arbeiter besser bezahlt werden. Wir betrachten die Menschenrechtsverletzungen also nicht nur durch die moralische Brille, sondern wir machen eine Risikoanalyse. Das ist eine Sprache, die Topmanager verstehen.

In der Schweiz sammeln mehrere NGOs Unterschriften für die Konzernverantwortungsinitiative. Damit sollen multinationale Unternehmen mit Sitz in der Schweiz gezwungen werden, in den Ländern, in denen sie Geschäfte machen, die Menschenrechte und die Umwelt zu respektieren. Bringt das etwas?

Ich kenne das Gesetz nicht. Die Idee aber klingt gut. Grundsätzlich bin ich für mehr Regulierung. Denn die grossen Konzerne machen zu wenig. Es wäre jedoch falsch, wenn man etwa in Uganda keine Geschäfte mehr machen dürfte, weil es dort ein Anti-Homosexuellen-

Kerry Kennedy

Kämpferin für Menschenrechte

Kerry Kennedy (55) ist das siebte der elf Kinder von Robert F. Kennedy und Ethel Kennedy. Sie ist Präsidentin der Robert F. Kennedy Foundation for Human Rights. Die Anwältin hat die Stiftung für Menschenrechte mit Sitz in Washington und New York 1988 gegründet. Die Ideale ihres Vaters sollen dadurch weiterleben und künftige Generationen inspirieren. Kerry Kennedy ist Mutter von drei Töchtern, die sie in die Schweiz begleitet haben. «Ich war mit 16 erstmals hier», erzählt sie beim Gespräch in einem eleganten Zürcher Hotel. Die Kennedys seien immer wieder in die Schweiz gekommen. «Heute war ich mit meinen drei Kindern Wasserski fahren auf dem Zürichsee.» Kerry Kennedy war 13 Jahre lang mit Andrew Cuomo verheiratet, dem Gouverneur von New York. Die Ehe wurde 2005 geschieden. (chm)

Gesetz gibt. Allerdings gäbe es bereits gute Gesetze, sie müssten nur durchgesetzt werden. In den USA ist es zum Beispiel verboten, Güter einzuführen, die durch Kinderarbeit hergestellt wurden. Doch 70 Prozent der Schokolade, die in den USA - und auch hier in der Schweiz - gegessen wird, basiert auf Kakao, den verklavte Kinder produziert haben.

Was machen Sie, um das zu ändern?

Wir haben ein Programm für Lehrer in der Schweiz entwickelt. Über mehrere Lektionen sollen die Schüler lernen, dass Menschenrechte bei ihnen selbst beginnen. Etwa damit, welche Schokolade wir essen und was es heisst, wenn man auf einer Kakaopflanzung arbeiten muss.

Aber Kinder lieben Schokolade, und wir sind hier im Schokoladenland Schweiz.

Auch ich liebe die Schweizer Schokolade über alles. Und wir sollten nicht aufhören, sie zu essen. Kinder aber sollten sie nicht herstellen müssen, nur weil sie nicht aufmucken und nicht einer Gewerkschaft angehören. Kinder gehören in die Schule.

Arbeiten Sie auch persönlich in Entwicklungsländern?

Ja. Kürzlich war ich in Uganda. Vor einem Jahr war dort Homosexualität strafbar geworden. Zusammen mit unseren ugandischen Partnern konnten unsere Anwälte durchsetzen, dass dieses Gesetz aufgehoben wurde. Das war wichtig, weil zwölf Länder südlich der Sahara ebenfalls ein solches Gesetz planten. Diesen Prozess konnten wir bremsen.

Das sind nicht nur juristische, sondern vor allem politische Probleme. Weshalb sind Sie nicht in die Politik eingestiegen?

Meine Leidenschaft gehörte schon immer internationalen Themen. Politik ist ein ehrenwerter Beruf, viele Mitglieder meiner Familie üben ihn aus. Auch ich habe für etliche Politiker gearbeitet. Aber ich kann meinen Beitrag am besten da leisten, wo ich jetzt bin. Dabei erreiche ich mehr als die meisten Politiker, was die Menschenrechte betrifft.

Dennoch ist Ihre Familie sehr politisch. Barack Obama wurde 2008 von Ihrem Onkel, Senator Ted Kennedy, und Ihrer Cousine Caroline Kennedy unterstützt. Wie muss man sich das vorstellen, treffen sich die Kennedys jeweils an ihrem Familiensitz in Hyannis Port, um eine Wahlparole zu fassen?

Meine Familie ist sehr gross, wir sind mehr als 125. Und wir haben eigentlich immer alle denselben Kandidaten unterstützt. Ausser 2008, da arbeiteten einige von uns, auch ich, für Hillary Clinton. Und einige andere für Barack Obama. Ich war nicht gegen Obama, sondern für Hillary, weil ich glaube, sie wäre eine **grossartige Führerin unseres Landes.**



Kerry Kennedy in Zürich, wo sie einen Ableger ihrer Menschenrechtsorganisation gründet. Foto: Georgia Müller

Ich engagiere mich auch jetzt wieder für Hillary.

Sind Sie sich diesmal einig in der Familie?

Soweit ich weiss, ja. Aber es gibt kein Familientreffen, an dem wir uns auf jemanden festlegen. Das ginge gar nicht, wir können uns jeweils nicht einmal darauf einigen, was wir am Mittag essen wollen.

John F. Kennedy ist ein Idol von Obama. Als Präsident imitiert er ihn, zuletzt mit seiner Rede an der American University in Washington zum Iran-Deal. Was halten Sie von Präsident Obama?

Es ist enorm, was er erreicht hat. Er ist ein grossartiger Leader. Er arbeitete hart für die Krankenversicherung. Da ging ein Traum in Erfüllung, auch weil sich Mitglieder der Kennedy-Familie während Jahrzehnten dafür eingesetzt haben, insbesondere Teddy. Am wichtigsten war aber, dass er jene grosse Depression verhinderte, die viele Ökonomen prophezeit hatten. Und er hat die amerikanische Würde wiederhergestellt. Zuvor waren die Taliban beliebter als die USA, der weltweite Hass auf uns unter

George W. Bush war riesig. Es wird noch Jahrzehnte dauern, bis wir uns davon erholt haben. Aber Obama hat begonnen, unser Ansehen in der Welt wiederherzustellen.

Es gibt auch viele Anhänger Obamas, die enttäuscht sind. Guantánamo gibt es immer noch.

Hören Sie: Er wollte das Gefängnis unbedingt schliessen. Der Grund, dass Guantánamo immer noch offen ist, hat nichts mit ihm zu tun. Dafür sind die Republikaner im Kongress verantwortlich. Für andere Länder ist es schwierig, zu verstehen, dass die Macht des US-Präsidenten begrenzt ist. Aber er ist kein König.

Wird Donald Trump zum Präsidentschaftskandidaten der Republikaner?

Hoffentlich entscheiden sie sich für ihn. Denn das würde bedeuten, dass die Demokraten definitiv gewinnen. Aber ich bezweifle es.

Gibt es einen Republikaner in der Kennedy-Familie? (überlegt lange) Sicher keinen Blutsverwandten. Aber ich glaube auch sonst nicht.

1968 war Ihr Vater Präsidentschaftskandidat und auf dem Weg ins Weisse Haus. Robert F. Kennedy wäre wohl Präsident geworden, wenn er nicht ermordet worden wäre. Was haben Sie für Erinnerungen an Ihren Vater?

Er war unglaublich lustig, ein grossartiger Vater. Er war gerne mit uns zusammen, wenn er zu Hause war. Wir spielten mit ihm Pferderennen, Fussball, wir segelten oder machten Rennen im Swimmingpool. Er liebte den Sport. Er war sehr religiös, wir beteten vor und nach jedem Essen. Am Esstisch lasen wir jeden Abend laut aus der Bibel. Und dann hockten wir alle noch zusammen, ich habe ja zehn Schwestern und Brüder.

Gab es da keinen Streit?

Doch. Einmal kletterte ich mit meinem Bruder Michael auf einem Baum. Dann schlug er mich mit einem Ast, es tat weh. So rannte ich zu meinem Vater in sein Arbeitszimmer. Er fragte mich, was los sei. Und ich erzählte ihm, wie böse mein Bruder sei. Dann schickte er mich los, um meinen Bruder zu holen. Wir mussten uns vor ihn hinsetzen, und er bat mich, alles zu berichten. Michael musste still sein. Ich zählte all die schrecklichen



«Wir lieben es, zusammen zu sein»: Kerry Kennedy als 7-Jährige (2. v.l.). Foto: AP, Keystone

Dinge auf, die mir Michael angetan hatte. Danach sagte mein Vater: «Kerry, jetzt bist du ruhig, und Michael erzählt.»

Haben Sie denn Ihren Bruder auch geschlagen?

Natürlich konnte auch Michael das eine oder andere berichten. Die Wahrheit kam also raus, und zur Versöhnung mussten wir uns küssen. Dann mussten wir aufs Zimmer und eine Stunde lesen. Das war so typisch für meinen Vater. Die Botschaft, die er uns mitgab, gab er auch unserem Land mit, dass man nämlich lernen muss, mit seinen Brüdern und Schwestern auszukommen, selbst wenn es Spannungen gibt.

Nahm hier Ihr Engagement als Anwältin seinen Anfang?

Vielleicht, ja. Auch das Lesen war meinem Vater wichtig, damit wir die Welt besser verstehen.

War Ihr Vater überhaupt je zu Hause?

Er hatte natürlich viel zu tun, als ich ein Kind war. Er war ja Justizminister, Senator, und dann kam der Wahlkampf. Ich war erst acht Jahre alt, als er starb.

Das war am 6. Juni 1968, als er ermordet wurde.

Es ist schwierig für mich, darüber zu reden. Ich erfuh, dass er angeschossen worden war. Aber er lebte noch mehrere Stunden, und ich betete für ihn. Ich erinnere mich aber auch daran, wie ich gebetet habe, dass die Person, die auf ihn geschossen hatte, nicht auch noch getötet würde. Ich wollte, dass nicht noch eine Familie ihren Vater verliert, dass noch eine Familie all das durchmachen musste, was wir durchmachten. Das war eine kindliche Reaktion, doch ich denke als Erwachsene noch gleich. Ich bin gegen die Todesstrafe. Keine Gesellschaft sollte das tun.

Ihr Onkel war John F. Kennedy. Erinnern Sie sich auch an ihn?

Ich war sehr jung, aber ich weiss noch, wie wir ins Weisse Haus gingen. Ich spielte im Oval Office Verstecken mit meiner Cousine Caroline und dem kleinen John, meinem Cousin. Es gibt ein berühmtes Bild von ihm, wie er sich un-

ter dem Pult des Präsidenten versteckt. Da war ich dabei.

Weshalb sind Sie nicht auf dem Bild zu sehen?

Ich war auf einigen anderen, aber die wurden nicht so berühmt. Ich erinnere mich auch, wie wir es in Hyannis Port jeweils kaum erwarten konnten, bis es Freitagnachmittag war und mein Vater und Jack heimkamen. Wir verbrachten dort den Sommer, während Onkel Jack und mein Vater in Washington waren. Am Freitag versammelten wir uns mit all den Cousins auf dem Hügel bei unserem Haus, bis die Helikopter einfliegen und landeten. Sofort rannten wir ihnen entgegen und in die Arme. Dann nahm mein Onkel immer als Erstes den Golfkart, und alle Kinder stiegen auch drauf, wir waren etwa 20 oder 25. Und so fuhren wir dann herum, es war grossartig. Alle waren glücklich, wenn Jack da war.

Ist der Zusammenhalt in der Kennedy-Familie immer noch so stark?

Absolut. Wir lieben es, zusammen zu sein. Auch meine Töchter sind am liebsten in Hyannis Port. Jeweils am 4. Juli (dem Nationalfeiertag der USA, Red.) treffen wir uns dort. Immer sind 70 bis 80 Familienmitglieder da. Ich kann mich kaum an Ferien oder Weihnachten erinnern, die ich nicht mit meinen Geschwistern verbrachte.

Ihre Familie musste viele Schicksalsschläge hinnehmen. Ist es zuweilen auch ein Fluch, ein Kennedy zu sein?

Oh, come on. Es ist ein Segen. Bei meiner Arbeit treffe ich Menschen, die jeden Tag ihr Leben riskieren. Oder sie kommen ins Gefängnis und werden gefoltert, wenn sie über Menschenrechtsverletzungen berichten. Deshalb können sie einem Fremden nicht erzählen, was sie erlebt haben. Das ist zu riskant. Mir aber vertrauen diese Menschen sofort.

Ihr Name ist ein Türöffner.

Absolut. Und das ist sehr wichtig für meine Arbeit. Mein Name ist eine grosse Ehre, eigentlich ein Schatz, der gehütet werden muss.